

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology
Band: 29 (2003)
Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Sammelrezension: Soziologische Thematisierungen der deutschen Sozialpolitik

Hans-Jürgen Andress, Thorsten Heien und Dirk Hofäcker, Wozu brauchen wir noch den Sozialstaat? Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, 2001, 206 Seiten

Martin Hartmann und Claus Offe (Hrsg.), Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts, Campus, Frankfurt/New York, 2001, 390 Seiten

Katrin Kraus und Thomas Geisen (Hrsg.), Sozialstaat in Europa. Geschichte. Entwicklung, Perspektiven, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2001, 309 Seiten

Marion Möhle, Vom Wert der Wohlfahrt. Normative Grundlagen des deutschen Sozialstaats, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2001, 327 Seiten

Ingo Richter und Sabine Sardei-Biermann (Hrsg.), Jugendarbeitslosigkeit. Ausbildungs- und Beschäftigungsprogramme in Europa, Leske + Budrich, Opladen 2000, 245 Seiten

Gunnar Folke Schuppert und Friedhelm Neidhardt (Hrsg.), Gemeinwohl. Auf der Suche nach Substanz, WZB-Jahrbuch 2002, edition sigma, Berlin 2002, 447 Seiten

Die Beschäftigung mit sozialpolitischen Themen und Problembereichen hat in den letzten Jahren ein zunehmendes Interesse gefunden. Dies gilt in besonderem Masse für Deutschland, wo der Druck zur Reform der wohlfahrtsstaatlichen Institutionen grösser ist und die politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen kontroverser geführt werden als anderswo. Die derzeitige wirtschaftliche Krisenstimmung dürfte dieser Themenkonjunktur zusätzliche Impulse verleihen.

Die aktuelle soziologische Thematisierung der deutschen Sozialpolitik erfolgt auf drei Ebenen: Zunächst werden spezifische soziale Benachteiligungen und Problemlagen behandelt – ein Beispiel dafür ist der Sammelband von Richter und Sardei-Biermann zur Jugendarbeitslosigkeit. Eine zweite Gruppe von Untersuchungen beschäftigt sich mit dem Sozialstaat und den gegenwärtigen wohlfahrtsstaatlichen Reformvorhaben (Andress, Heien und Hofäcker; Kraus und Geisen; Möhle). Schliesslich werden drittens sozialpolitische Belange auch durch andere theoretische Perspektiven berührt – z. B. durch die Gemeinwohl- und Vertrauensforschung (Hartmann und Offe; Schuppert und Neidhardt).

Soziale Problemlagen: Jugendarbeitslosigkeit

Die Beiseitigung bzw. die Verringerung der Jugendarbeitslosigkeit ist eines der wichtigsten beschäftigungspolitischen Ziele in Eu-

ropa. Am europäischen Beschäftigungsgipfel von 1997 verpflichteten sich die Regierungschefs der EU-Mitgliedstaaten, dass ab dem Jahr 2003 jede bzw. jeder Jugendliche nach höchstens einem halben Jahr Arbeitslosigkeit einen Ausbildungs-, Arbeits- oder Umschulungsplatz erhalten soll. Vor diesem Hintergrund fragt der von Ingo Richter und Sabine Sardei-Biermann herausgegebene Sammelband nach den Massnahmen, die in den verschiedenen Ländern in den 1990er Jahren zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit ergriffen wurden und nach der Wirkung dieser Programme.

Der Titel des Bandes – genauer: der Untertitel – ist allerdings etwas irreführend. So geht es nicht in erster Linie um einen systematischen Ländervergleich von Ausbildungs- und Beschäftigungsprogrammen, sondern darum, was Deutschland von der Beschäftigungspolitik anderer Länder lernen könnte. Die Auswahl der Länderfallstudien wurde denn auch ausschliesslich aus der Sicht Deutschlands getroffen: Neben Österreich und der Schweiz, die wie Deutschland ein duales System der Berufsbildung kennen, handelt es sich um Länder, die während den 1990er Jahren bei der Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit besonders erfolgreich waren (wie Dänemark, die Niederlande oder England) sowie um wichtige Vergleichsländer wie Frankreich und Finnland (als skandinavisches Land). Die südeuropäischen Länder mit ihren hohen Jugendarbeitslosigkeitsraten sind in der Studie hingegen nicht vertreten.

Aus den Fallstudien stechen zunächst die grossen Unterschiede zwischen den sieben berücksichtigten Ländern hervor. Dies gilt nicht nur für die Rate der Jugendarbeitslosigkeit (zwischen 3% in der Schweiz und 27% in Finnland) und die getroffenen Massnahmen und Beschäftigungsprogramme (z. B. das marktorientierte Modell Grossbritanniens vs. die staatliche Arbeitsplatzbeschaffungspolitik Frankreichs). Auch in Bezug auf die konjunkturelle Entwicklungen, die Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitiken, die Berufsbildungssysteme

sowie die Arbeitslosenversicherungssysteme gibt es beträchtliche Unterschiede.

Der aus Sicht der Herausgeber für Deutschland (und damit wohl auch für die Schweiz) besonders bedeutsame Erfolg des dänischen und niederländischen Modells mit seinen umfassenden Ausbildungs- und Beschäftigungsprogrammen wird auf drei Faktoren zurückgeführt: die Individualisierung der Angebote, die Sanktionierung der Ablehnung dieser Angebote und den lokalen Ansatz der Beschäftigungspolitik.

Aufgrund der erwähnten beträchtlichen Unterschiede der Kontextfaktoren aber auch aufgrund des Fehlens exakter Evaluations- und Interventionsstudien lassen sich die genauen Effekte der Programme jedoch nicht bestimmen: Sind die Erfolge Dänemarks tatsächlich auf das umfassende, individuell ausgerichtete Programm gegen Jugendarbeitslosigkeit zurückzuführen, oder handelt es sich um die positiven Effekte der wirtschaftlichen Entwicklung (so ist der Zusammenhang zwischen Jugendarbeitslosigkeit und Konjunktur bekanntlich besonders eng) bzw. anderer Kontextfaktoren (z. B. demographische Veränderungen wie eine zahlenmässige Abnahme der Kohorte der Jugendlichen)?

Gesicherte Erkenntnisse zu den Effekten von Beschäftigungs- und Qualifizierungsprogrammen setzen zudem Evaluationsstudien voraus, die auch die mittel- und langfristigen Wirkungen mit einbeziehen (z. B. nach fünf Jahren). Tatsächlich gelingt es den meisten dargestellten nationalen Beschäftigungsprogrammen, (kurzfristig) vor Arbeitslosigkeit zu schützen – dies schon deshalb, da die in die Programme integrierten Jugendlichen nicht mehr in den Arbeitslosenstatistiken auftauchen. Hingegen scheinen die Beschäftigungsprogramme kaum Qualifizierungseffekte zu entfalten – insbesondere nicht für die von Arbeitslosigkeit besonders betroffenen schlecht qualifizierten Jugendlichen.

Dennoch bietet der Band einen informativen praxisorientierten Überblick über Jugendarbeitslosigkeit und die Ausbildungs-

und Beschäftigungsprogramme in sieben europäischen Ländern. Die ausführlichen Abstracts in deutscher und englischer Sprache verschaffen dem Leser einen raschen Überblick und ermöglichen einen gezielten Zugang zu den Länderfallstudien. Leider enthält der Band keinen systematischen internationalen Vergleich – der einleitende zusammenfassende Überblick ist etwas gar kurz geraten. Mit Ausnahme des englischen Beitrages nehmen die einzelnen Kapitel keinen Bezug auf andere Länder – naheliegender wäre zumindest ein Vergleich mit Deutschland. Die Vergleichbarkeit der Länderbeispiele wird ausserdem durch die unterschiedliche Struktur der Beiträge erschwert. Schliesslich fehlt dem Leser/der Leserin der eigentliche Bezugspunkt für den Vergleich: eine Darstellung Deutschlands sucht man im Band vergebens.

Kontinuität und Wandel des Wohlfahrtsstaates

Der von Katrin Kraus und Thomas Geisen herausgegebene Sammelband hat sich zum Ziel gesetzt, anhand von Länderfallstudien zu Grossbritannien, Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Italien, Schweden, Polen, der Türkei, der Schweiz sowie der Sozialpolitik auf der EU-Ebene Geschichte, Entwicklungen und Strukturen der jeweiligen Sozialstaatsmodelle herauszuarbeiten. Darüber hinaus sollen die aktuellen gesellschaftlichen Reformdiskussionen zu den zukünftigen Entwicklungen dargestellt werden. Der Sammelband will deutlich machen, dass die einzelnen Länder trotz ähnlicher Problemstellungen (Industrialisierung und soziale Frage im 19. Jahrhundert, Konstituierung der Sozialversicherungssysteme im frühen 20. Jahrhundert, demographischer Wandel und Finanzierbarkeitsproblematik der Sozialversicherungen seit den 1990er Jahren) aufgrund spezifischer Traditionen und politischer Auseinandersetzungen unterschiedliche Lösungen entwickelt haben, die nicht einfach austausch- oder kopierbar seien.

Entsprechend nehmen in den Fallstudien die historischen Portraits der nationalen sozialstaatlichen Entwicklungen breiten Raum ein. Die informative Darstellung der historischen Entwicklungslinien und ihre strukturelle Verortung vor dem Hintergrund des britischen «Beveridge»- und des deutschen «Bismarck»-Modells gehören zu den Stärken des Bandes – dies gilt auch für den lesenswerten Beitrag zur Schweiz von Martin Wicki.

Durch die starke Fokussierung auf die historische Ausgestaltung der sozialen Sicherung geraten jedoch die aktuellen Diskussionen zu stark in den Hintergrund. So hätte man gerne mehr zu den in den 1990er Jahren in allen Ländern in Gang gesetzten sozialpolitischen Reformen erfahren. Gar nicht zu befriedigen vermag die explizit angestrebte vergleichende Perspektive. So stehen die Fallstudien isoliert nebeneinander, ohne jegliche Bezugnahme auf die anderen im Band behandelten Länderbeispiele. Das Fehlen einer ländervergleichenden Synthese wiegt um so schwerer, als auch in der wenig überzeugenden einleitenden historischen Übersicht von Thomas Geisen die ländervergleichende Perspektive schlicht übergangen wird. Der Sammelband vermag so zwar auf knappem Raum informative Einblicke in die historischen Entwicklungen einzelner Länder zu vermitteln. Neue Erkenntnisse – zur historischen Sozialstaatsentwicklung, aber auch zur aktuellen Situation und den sozialpolitischen Perspektiven – dürfen hingegen nicht erwartet werden.

Eine systematische Untersuchung der normativen Grundlagen des deutschen Sozialstaates hat sich Marion Möhle in ihrem Buch *Vom Wert der Wohlfahrt* zum Ziel gesetzt. Der Leitgedanke dieser Studie bildet die These, dass der gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die Reform des Wohlfahrtsstaates vor allem auch ein Wandel in den normativen Prinzipien zugrunde liegt. Ausgehend von gesellschaftlichen Integrationstheorien (u. a. Marshall, Durkheim) und unter Bezugnahme auf die ge-

setzlichen Regelungen (deutsches Grundgesetz, Sozialgesetz) arbeitet Möhle fünf zentrale Werte und Normen des deutschen Wohlfahrtsstaats heraus: Gerechtigkeit und Gleichheit, Freiheit, Sicherheit, Solidarität, Subsidiarität und Verantwortung.

In einem weiteren Schritt – und dies ist der eigentliche innovative Beitrag des Bandes zur Sozialstaatsdiskussion – wird anhand der aktuellen Diskussion um die Reform von vier ausgewählten sozialstaatlichen Leistungszweigen (Pflegeversicherung, Krankenversicherung, Rentenversicherung, Sozialhilfe) der normative Gehalt der Reformvorschläge untersucht und mit den eingangs behandelten Grundprinzipien in Bezug gesetzt. Trotz der Konflikthaftigkeit der derzeitigen deutschen Reformdebatte kann – so die Folgerung von Möhle – nicht von einer Krise der normativen Grundlagen des Wohlfahrtsstaates gesprochen werden. Vielmehr zeigen sich in den grundlegenden sozialpolitischen Werten und Normen ähnliche Wandlungstendenzen, die auch in anderen Gesellschaftsbereichen zu beobachten sind: nämlich Veränderungen im Sinne einer Individualisierung und einer stärkeren Betonung der Eigenverantwortung (Verschiebung vom Versorgungs- zum Vorsorgeparadigma), einer Stärkung von Freiheitswerten sowie einer stärkeren Gewichtung der Bedarfsgerechtigkeit.

In eine ähnliche Richtung zielt die empirische Studie von Jans-Jürgen Andress, Thorsten Heien und Dirk Hofäcker zur Einstellung der deutschen Bevölkerung zum Wohlfahrtsstaat. Die auf Daten des ALLBUS und des ISSP basierenden sekundäranalytischen Untersuchungen umfassen mehrere jährliche Querschnitte (von 1985 bis 1996). Ausgehend von Konzepten der Akzeptanz- und Einstellungsforschung (vor allem die Arbeiten von Roller) unterscheiden die Autoren vier Dimensionen wohlfahrtsstaatlicher Einstellungen, nämlich zu den Zielen, den Mitteln, der Finanzierung und den Folgen wohlfahrtsstaatlicher Massnahmen.

Die Ergebnisse dieser sorgfältigen und methodisch versiert durchgeführten Studie zeigen, dass der Wohlfahrtsstaat in der deutschen Bevölkerung eine hohe Zustimmung genießt – von einer Akzeptanzkrise des Wohlfahrtsstaates, so die Autoren, könne deshalb keine Rede sein. Besonders hohe Zustimmung verzeichnet die staatliche Verantwortung im Bereich der Alterssicherung, der Gesundheitsversorgung und der Arbeitslosenversicherung, die damit als die eigentlichen Kernelemente eines gesellschaftlich akzeptierten Wohlfahrtsstaates bezeichnet werden können. Damit zeigt sich für Deutschland ein aus Untersuchungen in anderen Ländern bekannter Zusammenhang, wonach diejenigen Sozialleistungszweige über die grösste Legitimität verfügen, von denen die Mehrheit der Bevölkerung glaubt, selbst davon profitieren zu können. Zurückhaltender als bei der Zustimmung zu den Wohlfahrtszielen und -mitteln fällt das Urteil der deutschen Bevölkerung zur Finanzierungsbereitschaft aus. Dabei ist im Verlaufe der 1990er Jahre vor allem in den alten Bundesländern eine abnehmende Akzeptanz bzw. Finanzierungsbereitschaft zu beobachten. Mit anderen Worten: wohlfahrtsstaatliche Leistungen sollen zwar ausgeweitet werden, aber ohne zusätzliche (individuelle) Kostenfolge.

Die wohlfahrtsstaatlichen Einstellungen werden gemäss den Ergebnissen der Studie in erster Linie durch die sozio-ökonomische Interessenlage beeinflusst. Bedeutsam sind aber auch die deutlichen Unterschiede zwischen den alten und den neuen Bundesländern (grössere wohlfahrtsstaatliche Ansprüche in Ostdeutschland), die zwar im Zeitverlauf abnehmen, jedoch nicht verschwinden und von den Autoren mit unterschiedlichen Sozialisationserfahrungen erklärt werden.

Die Studie ist ein Lehrbeispiel dafür, wie verschiedene bereits vorhandene Datenquellen verbunden und für eine Längsschnittbetrachtung zu einer aktuellen Fragestellung gewinnbringend genutzt werden

können. Dass sich als Folge dieser sekundärstatistischen Vorgehensweise die theoretischen Konstrukte oft nur ansatzweise operationalisieren lassen, schmälert die Qualität dieser Arbeit auf keine Weise. Angesichts der Aktualität der Thematik wäre jedoch die Berücksichtigung neuerer Daten wünschenswert, zumal entsprechende Erhebung durchaus verfügbar gewesen wären (z. B. die neueren ISSP-Erhebungen).

Vertrauen und Gemeinwohl

Im Zusammenhang mit der Diskussion um die Reform des Wohlfahrtsstaates wird auch die Frage nach dem sozialem Vertrauen und dem Gemeinwohl neu gestellt. Tatsächlich hat die Vertrauens- und Gemeinwohlforschung in den letzten Jahren eine erstaunliche Themenkonjunktur erfahren. Zwei interdisziplinär ausgerichtete Sammelbände haben sich zum Ziel gesetzt, die theoretischen und begrifflichen Grundlagen genauer zu bestimmen.

Der Reiz sowohl des Vertrauens- wie des Gemeinwohlbegriffes besteht zum einen darin, dass sie es sich um multidisziplinäre Konzepte handelt, die sich nicht nur in der Soziologie, sondern auch in der Politikwissenschaft, den Wirtschaftswissenschaften, der Psychologie, der Philosophie und der Rechtswissenschaft grosser Beliebtheit erfreuen. Beide Begriffe haben zudem in der sozialwissenschaftlichen Literatur eine lange Tradition (z. B. Niklas Luhmanns Abhandlung zum Vertrauen von 1968). Zum anderen – und darauf weist Claus Offe in seinem Nachwort zu dem von ihm mit herausgegebenen Sammelband *Vertrauen* hin, kommen diese Begriffe nicht nur in den sozialwissenschaftlichen, sondern ebenso in den politischen und in den Alltagsdiskursen vor.

Die Kehrseite dieser Anwendungs- und Bedeutungsvielfalt besteht in der Uneindeutigkeit und einer gewissen Beliebigkeit der Begriffe. Neidhardt spricht in Bezug auf den Gemeinwohlbegriff denn auch von einer «Quasi-Leerformel», deren Infor-

mationsgehalt sei zwar «grösser als Null, aber doch zu gering, um seinen Gebrauch eindeutig festlegen zu können» (S. 14).

Entsprechend befassen sich die Autorinnen und Autoren der zwei Sammelbände unter Bezugnahme ihres jeweiligen disziplinären Hintergrundes in erster Linie mit dem semantischen Gehalt der Vertrauens- und Gemeinwohlbegriffe. Aus der Sicht der Soziologie bieten u. a. Niklas Luhmann, Diego Gambetta und Shmuel Eisenstadt (Vertrauen) bzw. Wofgang van den Daele und Eva Barlösius (Gemeinwohl) kenntnisreiche theoretisch orientierte Darstellungen.

Die analytische Schärfe der theoretischen und konzeptionellen Klarstellungen kontrastiert jedoch mit dem weitgehenden Fehlen empirischer und methodischer Erörterungen. Ein unmittelbarer neuer Anwendungsnutzen für sozialpolitische Analysen, der über hinlänglich Bekanntes hinausgehen würde (z. B. Wohlfahrtsleistungen und gesellschaftliche Vertrauensbildung durch gemeinwohlorientierte Netzwerke) kann deshalb kaum gewonnen werden.

Christian Suter
Institut de Sociologie
Université de Neuchâtel
Pierre-à-Mazel 7, 2000 Neuchâtel
email: christian.suter@unine.ch

Achim Brosziewski, Computer, Kommunikation und Kontrolle, Eine Fallstudie zum informatisierten Management, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz, 2002, 275 Seiten.

Anhand einer explorativ angelegten Fallstudie eines nicht näher benannten Unternehmens aus der Schweiz analysiert Brosziewski die Wirkungen, die mit der Informatisierung des Managements einhergehen. Nach einer anspruchsvollen Entfaltung der theoretischen Ausgangspunkte der Arbeit, erfasst und rekonstruiert er mit ethnographischen, hermeneutischen und semantischen Analy-

sen die managerialen Beschreibungen des Gebrauchs und Nutzens von Computern sowie Daten- und Informationstechnologien. Vor dem Hintergrund einer allgemeinen Theorie des Unternehmens und des Managements verallgemeinert Brosziewski die Ergebnisse seiner Untersuchung in einer Zusammenfassung. Seine zentrale These ist, dass die Beschreibungen, die über den Computer und seinen Gebrauch angefertigt und genutzt werden, Teil jener sozialen Prozesse sind, in denen der Computer soziale Veränderungen bewirkt. Brosziewski interessiert sich vor allem für die Frage, *wie* das informatisierte Management mit dem zunehmenden Gebrauch von Computertechnologie kontrolliert aber auch selbst kontrolliert wird.

Bereits in der Einleitung legt Brosziewski den theoretischen «roten Faden» seiner Arbeit. Vor allem die Systemtheorie Niklas Luhmanns leitet seine theoretischen und empirischen Ausführungen an. Dies ist ein Grund für den hohen Abstraktionsgrad seiner Untersuchung, wie der Autor in der Einleitung selbst bemerkt.

Mit der Systemtheorie Niklas Luhmanns legt der Autor im ersten Teil seines Buches die für seine Untersuchung zentralen Begriffe wie Kommunikation, Information, Wissen und Kontrolle dar. Brosziewski leistet hier eine präzise und umfassende Arbeit an diesen Begriffen. Systemtheoretisch weniger versierte Leser müssen hier konzentriert lesen und dürfen sich nicht abschrecken lassen.

Gegen Ende seines ersten Teils zeichnet der Autor mit Hilfe der neueren Wissenschaftssoziologie und des sogenannten «Accounting Research» nach, wie die soziale Konstruktion und die Produktion, die Zirkulation und der Gebrauch von Daten, Fakten und Tatsachen im Zusammenhang mit Datenverarbeitungsprozessen gedacht werden kann.

Der zweite, empirische Teil der Arbeit beruht auf gezielt ausgewählten Beschreibungen, die im Management zur Verstän-

digung über die Einsatzmöglichkeiten und Einsatzbeschränkungen der neuen Datentechnologien angefertigt werden; er erhebt keinen Anspruch auf Repräsentativität.

Brosziewski hat insgesamt 45 Interviews in dem von ihm beobachteten Unternehmen sowie mit Experten im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologie, Manager anderer Unternehmen, EDV-Entwicklern und -Beauftragten usw. geführt. Neben den Interviews hat er vier Monate lang die Kommunikation des mittleren und oberen Managements in diesem Unternehmen beobachtet und einschlägige Artefakte (Dokumente papierener und elektronischer Art) gesammelt.

Nach einer ausführlichen Schilderung seines Feldzugangs in Form einer Ethnographie elektronischer Identitäten und Institutionen, interpretiert Brosziewski einige der Interviews mit Hilfe der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Die Ergebnisse dieser hermeneutischen Interpretation können in diesem Rahmen nicht im Detail dargestellt und besprochen werden. Wichtig ist, dass die Beschreibungen dieser Befragten sich je nach spezifischer Funktion und Aufgabe im Unternehmen unterscheiden. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse am Ende dieses sehr dicht geschriebenen und akribisch verfassten Teils wäre für die weitere Lektüre sehr hilfreich gewesen.

In dem sich anschließenden Kapitel arbeitet Brosziewski aus seinem Interviewmaterial insgesamt acht semantische Felder wie z. B. «Information», «Datentechnologien», oder «Hierarchie» mit Hilfe der ethnographischen Semantik heraus. Damit möchte er darstellen, wie über die Interviews hinweg beispielsweise die Ausdrücke «Information» und «Daten» mit anderen Ausdrücken oder auch untereinander verbunden werden. Wie er die Auswahl der Interviewstellen und Aussagesegmente, die die semantischen Felder bilden, getroffen hat, führt der Autor nicht weiter aus. Er stellt fest, dass sich in den Beschreibungen

von Information unter anderem die Dimensionen der Menge und des Tempos finden (S. 182). Es bleibt unklar, ob das die einzigen Dimensionen sind und warum er sie ausgewählt hat.

Brosziewski fasst seinen empirischen Teil mit drei Darstellungsmotiven managerialer Beschreibungen der Datentechnologien zusammen. Die Motive Transparenz, Ergebnisorientierung und Wissensverteilung sind dabei aus meiner Sicht so allgemein formuliert, dass nicht mehr deutlich wird, dass sie originär mit dem Gebrauch von Computern, dem Gegenstand der Studie, in direkter Verbindung stehen. Ist die Ergebnisorientierung nicht eine ganz allgemeine Orientierung des Managements? Der empirische Untersuchungsgegenstand ist hier mit dem Ziel, sehr plausible Beschreibungsmotive zu finden, etwas verloren gegangen.

Am Ende des Buches verallgemeinert Brosziewski seine Ergebnisse über den vorgestellten Fall hinaus. Hierzu greift er auf eine allgemeine Theorie des Unternehmens und des Managements zurück. Begriffe wie Entscheidung, unvollständige Information, Risiko und Unsicherheit, Gedächtnis, um nur ein paar wenige zu nennen, werden von Brosziewski hier neu eingeführt und mit der im ersten Teil seiner Untersuchung vorgestellten Informations- und Kommunikationstheorie abgestimmt. Aus der Informatisierung des Managements resultieren drei zentrale Veränderungen, so fasst der Autor die Ergebnisse seiner Studie zusammen (S. 22–23): 1. Die Trendbeobachtung wird aus der Unternehmensspitze auf alle Ebenen des Managements verteilt. 2. Die gesteigerten Vergleichs- und Kontrollmöglichkeiten erfordern, die Relevanz der jeweils aktuellen Daten schnell veralten zu lassen. Das Kurzzeitgedächtnis des Unternehmens wird forciert. 3. Die elektronisch fixierten Berechnungsroutinen der Managementinformationssysteme verlagern die entscheidenden Probleme in die Suche nach den Kalkülen. Sie erlauben, die Relevanz von Aufgabenstellungen zu bestimmen.

Insgesamt ist das Buch im Hinblick auf die Theoriearbeit sehr anregend und lehrreich. Die Begeisterung des Autors für Begriffsarbeit durchzieht das ganze Buch. Für Praktiker, die eine umfangreichere Empirie und leicht verständliche Anleitungen für den Unternehmensalltag suchen, ist das Buch weniger geeignet und vermutlich auch nicht verfasst. Zum Schluss möchte ich einige Fragen aufwerfen und Anmerkungen formulieren, die sich mir nach der Lektüre der Untersuchung aufdrängen.

Bleibt man bei der Begriffsarbeit, so habe ich mich gefragt, warum der Begriff der Entscheidung keine prominentere Rolle im ersten Teil der Untersuchung einnimmt. Vor allem die Abgrenzung von Kommunikation und Entscheidung in der Luhmannschen Systemtheorie wäre für die Arbeit von Brosziewski relevant gewesen. Beispielsweise werden vom Unternehmen im Zusammenhang mit dem Gebrauch von Datentechnologien Entscheidungen über die Zugangs- und Nutzungsberechtigungen getroffen. Personalentscheidungen legen ganz wesentlich Unternehmensstrukturen fest.

Brosziewski argumentiert, nicht Personen würden vom Management kontrolliert, sondern Prozesse (S. 85). Er schreibt damit der Person für sein Thema eine untergeordnete Rolle zu. Dennoch weist er in seiner Studie an verschiedenen Stellen darauf hin, dass z. B. Erfahrungen der Personen, die sie mit Computern gemacht haben, die Beschreibungen des Computergebrauchs beeinflussen. Auch haben die Funktionen der befragten Personen Einfluss auf ihre jeweiligen Beschreibungen, so der Autor. Für den erfolgreichen Prozess der Entwicklung und Implementierung einer neuen Datentechnologie in ein Unternehmen müssen die Rolle von Personen und ihre jeweiligen Beschreibungen, die sie über den Computergebrauch anfertigen, präziser analysiert werden.

Dem Anspruch von Brosziewski, seine Ergebnisse verallgemeinern zu können, den er besonders im letzten Teil seines Buches erhebt, ist nicht ohne weiteres zu folgen.

Wie Brosziewski in der Zusammenfassung seines empirischen Teils bemerkt, ergeben sich die von ihm untersuchten Beschreibungen aus den spezifischen Funktionen der Befragten sowie aus der Informatisierungsgeschichte des Unternehmens. An anderen Stellen in seiner Untersuchung unterstreicht er die Bedeutung der Umstrukturierung und die Fusion des untersuchten Unternehmens mit einem anderen Unternehmen. Wenn die Geschichte dieses einen untersuchten Unternehmens, seine Struktur, seine Konkurrenten, seine Kunden, usw. mit seiner spezifischen Form des Gebrauchs von Datentechnologien zusammenhängt, dann können die Ergebnisse dieser Untersuchung nicht ohne weiteres auf andere Unternehmen übertragen werden. Neben der Entscheidung für die Systemtheorie ist der sehr theoretische und allgemeine Umgang mit der Empirie ein weiterer Grund für den hohen Abstraktionsgrad der Untersuchung.

Etwas mehr Präzision bei der Beschreibung der jeweiligen Technologien hätte ich mir bei einer theoretisch so ambitionierten, empirisch qualitativ argumentierenden und dicht geschriebenen Untersuchung gewünscht. Brosziewski schreibt abwechselnd von Computern, Daten- und Informationstechnologien, Entscheidungs- und Managementinformationssystemen usw. Diese Technologien unterscheiden sich aber in ihrem Gebrauch erheblich.

Schon am Anfang seines Buches grenzt sich Brosziewski mit seiner Untersuchung deutlich von industrie- und betriebssoziologischen Arbeiten zur Informatisierung ab. Allerdings rezipiert er diese Studien kaum, und so bleibt der Leser bei der Einordnung dieser vor allem theoretisch spannenden Untersuchung in die schon vorliegenden soziologischen Untersuchungen zum Thema Informatisierung auf sich gestellt.

*Dipl.-Soz. Joachim Rupp
TU Berlin
Fg Techniksoziologie
D-10247 Berlin
rupp@schoen-und-rupp.de*

Klaus Cachay und Ansgar Thiel (2000), *Soziologie des Sport. Zur Ausdifferenzierung und Entwicklungsdynamik des Sports der modernen Gesellschaft*, Reihe «Grundlagentexte Soziologie», Klaus Hurrelmann, (Hrsg.), Weinheim und München: Juventa Verlag, 326 Seiten

Cachay und Thiel ist eine bemerkenswerte Einführung in die Sportsoziologie aus systemtheoretischer Sicht gelungen. Die Autoren zeigen auf, «*warum sich der Sport so entwickelt hat, wie er sich heute in seiner ganzen Vielfältigkeit zeigt, und wie verschiedene Probleme, die im Sport heute auftreten, zu erklären sind*» (S. 12).

Nach einer kurzen Einführung (S. 11–16) und der Darlegung der theoretischen Grundlagen (Kapitel I, S. 17–27) wird der Leser in Kapitel II (S. 29–112) über die historische Entwicklung des Sports zu einem eigenständigen gesellschaftlichen Teilsystem informiert. Daran anschließend geht es in Kapitel III (S. 113–167) um Entwicklungsprobleme des Breiten- und Spitzensports. Auch der Zusammenhang zwischen Sport und Gesundheit steht im Blickfeld dieses Abschnitts. Kapitel IV (S. 169–295) geht auf aktuelle problematische Aspekte des Sports näher ein: Sport als (wissenschaftliches) Arbeitsfeld, Sport im Rahmen der Sozialisation, Sport und seine Auswirkung auf soziale Ungleichheit, Konflikte in Sportmannschaften und mit der Umwelt. Am Schluss (S. 297–300) des Buches steht die Frage nach der praktischen Relevanz der Sportsoziologie für den Sport, insbesondere den Spitzensport.

Der Systemtheorie folgend, wird zunächst die Entstehung des gesellschaftlichen Teilsystems Sport erklärt. Nach einer Annäherung an das Thema mit Hilfe der Evolutionstheorie von Herbert Spencer beziehen sich die Autoren auf Niklas Luhmann, der den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit in der Umstellung des Primats der stratifikatorischen zur funktionalen Differenzierung erkennt. Die Bewegungskultur im Mittelalter war nach Ständen differen-

ziert. Ein gesellschaftliches Funktionssystem Sport existierte noch nicht. Leibesübungen als körperliche Ertüchtigungen standen noch nicht allen Mitgliedern der Gesellschaft offen. Sie waren ein Privileg des Adels, während der dritte Stand höchstens im Rahmen der periodisch wiederkehrenden Feste an der Bewegungskultur teilhaben durfte. Sehr ausführlich beschreiben die Autoren, wie der Entwicklung des Teilsystems Sport die Ausdifferenzierungen der Medizin- und Erziehungssysteme vorausgingen. Leibesübungen dienten nicht mehr nur als medizinische Therapie, sondern als Bewegungen, denen als solche ein Wert im Erziehungs- und Bildungsprozess eingeräumt wurde. So ermöglichten sie nun allen Gesellschaftsschichten Zugang zum neu entstehenden Funktionssystem Sport. Da sie von körperlicher Arbeit abgegrenzt waren, entwickelte der Sport einen eigenen Kanon «künstlicher Übungen» (S. 106).

In Kapitel III werden zentrale Bereiche des Breiten- und Spitzensports reflektiert. Eine Tendenz des Breitensports ist seine Öffnung für alle soziale Schichten. Bereits im Namen «Breitensport» kommt die hohe Inklusion der Bevölkerung zum Ausdruck. Flankiert und allererst ermöglicht wird der Bedeutungsgewinn des Breitensports durch einen Werte- und Strukturwandel in der Gesellschaft. Das Wettkampfmotiv wird durch Spass, Geselligkeit und individuelles Körpererleben immer mehr zurückgedrängt. Diesem Trend versuchen Sportvereine Rechnung zu tragen. Sie werden von ihren Nutzern in erster Linie als Dienstleistungsareal angesehen.

Der Spitzensport ist in systemtheoretischer Perspektive ein System aus Kommunikationen, das durch den binären Code Sieg/Niederlage geprägt ist. Noch mehr als die Wirtschaft oder die Wissenschaft wird der Spitzensport vom Leistungsprinzip durchdrungen. Stets ist das Überbieten des Gegners Antriebskraft für die eigene Leistung. Spitzensport unterliegt normativen Orientierungen, die Regeln vorgeben. Sie sorgen dafür, dass alle Athleten formal gleiche Sieg-

chancen haben. In kognitiver Hinsicht wird der Spitzensport durch Taktiken, Strategien und bestimmte Rollenverteilungen beeinflusst. Hierzu gehören im Mannschaftssport die unterschiedlichen Positionen, die von den einzelnen Spielern eingenommen werden. Von besonderer Bedeutung für den Spitzensport sind nicht nur «Athlet» und «Publikum», sondern auch «Wirtschaft» und «Politik», die als «Ressourcen» des Spitzensports erklärt werden.

Im Anschluss an die beiden Bereiche Breiten- und Spitzensport beschreiben die Autoren den Wandel vom kurativen Medizin- zum präventiven Gesundheitsverständnis. Gerade der Sport kann durch seine aktive Bewegung Gesundheit erhalten und fördern. Unerwähnt bleibt hier, dass diese gesundheitsfördernde Wirkung allein dem Breitensport zukommt. Nicht thematisiert werden die Risiken und gesundheits-schädlichen Einflüsse des Leistungssports (Motorsport, Turnen, Fussball). Auch die Risiken von Breitensportlern, die sich dem Extremsport verschreiben, werden verschwiegen.

Ausgewählte Problemaspekte des Sports, wie die prekäre Arbeitsmarktsituation von Hochschulabsolventen, sind die Inhaltskategorien in Kapitel IV. Im Gegensatz zu anderen Funktionssystemen (z. B. Medizin, Recht, Erziehung) differenzieren sich im Sport nach Ansicht der Autoren keine Leistungs- (Arzt, Anwalt, Lehrer) und Komplementärrollen (Patient, Klient, Schüler) heraus. Im Sportsystem schlüpfen die Akteure selbst in die Leistungsrolle und machen im momentanen Tun Erfahrungen, die ihnen von niemanden abgenommen werden. Die strategisch höchst bedeutsame Rolle des Trainers, durch die sich sehr wohl Leistungs- und Komplementärrollen konstituieren lassen, wird von den Autoren allerdings unterschätzt.

Die Verbindung zwischen Sport und Sozialisation eruieren Cachay und Thiel am Beispiel des Sportunterrichts. Nach ihrer Meinung kommen darin assoziierende Handlungen, d. h. soziale Arrangements,

die das Spielgeschehen aufrecht erhalten, zu kurz, wodurch die Schüler ein Sportverständnis erwerben, das auf Sportbereiche ausserhalb des organisierten Wettkampfsports nicht übertragbar ist. Auch hier sind Zweifel angezeigt, etwa ob Empathie, Toleranz und sprachliche Konfliktregelungen im Sportunterricht tatsächlich vernachlässigt werden.

Zur Erklärung der sozialen Ungleichheit im Sport diskutieren die Autoren das mehrdimensionale Modell von Lamprecht und Stamm (1998), das nicht nur sozialstrukturelle, sondern – in Anlehnung an Bourdieus «*La distinction*» – auch habituelle und kontextuelle Unterschiede anführt. So hängt die Zugehörigkeit zu einem Sportverein im Wesentlichen von Denk- und Einstellungsmustern ab, die jedoch wieder auf den sozialstrukturellen Hintergrund rekurren.

Das brisante Thema des Konflikts steht im Mittelpunkt des nächsten Teilkapitels. Eskalieren Konflikte, verlieren beide Lager auch nach dem Ende des Konflikts an finanziellen Ressourcen, Macht oder Ansehen. Konflikte sind aber auch förderlich: Durch die Kommunikation des Widerspruchs dynamisieren sie verhärtete, überkommene Systeme. Sie entfachen eine katharsische Wirkung, reinigen die Atmosphäre und ermöglichen dadurch erst wieder eine akzeptable Zusammenarbeit.

Das letzte von den Autoren behandelte Problem bezieht sich auf die Sport-Umwelt-Relation. Umwelterziehung sowie Zonierungs- und Kontingenzkonzepte werden als sanfte, aber ineffektive Massnahmen, Umweltprobleme zu lösen, vorgestellt. Statt dessen entwickeln die Autoren ein Modell zur Selbststeuerung des organisierten Sports (s. Abb. 9, S. 294), das normative (leitbildorientierte), strategische (prognostische) und operative (detailliert umgesetzte) Steuerungsaufgaben unterscheidet, die auf unterschiedlichen Rekursionsebenen (Deutscher Sportbund, Landessportbünde, Kreissportbünde) zu erfüllen sind.

Im Schlusskapitel, das die Frage nach der praktischen Relevanz der Sportsoziologie für den Sport, insbesondere den Spitzensport, erörtert, räumen die Autoren ein, dass jede Theorie «*blinde Flecken*» aufweist. Die Beschränkung der Darstellung auf die systemtheoretische Perspektive, und hier besonders auf den Übergang von stratifikatorisch zu funktional differenzierten Gesellschaften, hinterlässt unvermeidlich «*blinde Flecken*». Wie sonst lässt es sich erklären, dass die Antike und die sich in ihr entfachende olympische Bewegung nicht thematisiert wird? Allerdings kompensieren Cachay und Thiel dieses Defizit durch den klar strukturierten Duktus ihrer Arbeit, welche die Entwicklung des Sports vom ständischen Mittelalter bis zur hochtechnisierten Postmoderne anschaulich und detailliert skizziert hat.

*Dr. Stephan Enser
Institut für Soziologie
Universität Würzburg
Wittelsbacherplatz 1, D-97074 Würzburg
stephan.enser@mail.uni-wuerzburg.de*

Carlo Trigilia, *Sociologie économique. État, marché et société dans le capitalisme moderne*, Armand Colin, Paris, 2002, 256 pages

L'ouvrage est une traduction française – «*réduite et révisée*» par Marco Oberti – du livre écrit en italien de Carlo Trigilia, *Sociologia economica, Stato, mercato e società nel capitalismo moderno*, publié en 1998 chez Il Mulino. A travers ce manuel de sociologie économique, Carlo Trigilia retrace l'émergence et les transformations de la réflexion scientifique sur le capitalisme moderne avec le souci permanent de montrer l'«*encastrement*» de l'économie dans la société et les institutions qui en découlent. L'auteur présente ainsi les développements de la sociologie économique du capitalisme moderne. L'ouvrage est découpé en deux

parties. La première porte sur *Les classiques de la sociologie économique* où sont présentés les grands auteurs qui ont le plus contribué à l'émergence de la sociologie économique en tant que discipline. On y trouve ainsi les perspectives de Simmel, Sombart, Weber, Durkheim, Veblen, Polanyi et Schumpeter. La deuxième partie se concentre sur *La sociologie économique contemporaine*, où sont discutés l'apport des classiques, les théories de la modernisation, la *political economy* comparée, la nouvelle sociologie économique et enfin une réflexion sur la mondialisation et les diverses formes de capitalisme.

L'auteur commence par présenter la sociologie économique et son statut scientifique. Pour ce faire il en dégage les divergences de fond avec l'économie. Ces disciplines distinctes traduisent deux façons de concevoir l'activité économique. Inductive, comparative et limitant les généralisations dans l'espace et dans le temps, la sociologie économique s'écarte d'une vision individualiste et utilitariste de l'action économique et s'intéresse aux institutions sociales et politiques qui influencent le marché. Tout en visant à « historiciser » les phénomènes économiques, elle évite l'historicisme. A partir de cette démarcation épistémologique, Carlo Trigilia montre que la sociologie économique a pu émerger au fur et à mesure que l'économie s'est émancipée en tant que discipline scientifique. La libération progressive des activités de production et de distribution des biens vis-à-vis des obligations religieuses et politiques ainsi que la place croissante qu'acquièrent les échanges de marchés à partir du Moyen Age et notamment au XIXe siècle en Occident, permettent le développement d'une recherche économique se fondant sur les fonctionnements du marché. C'est notamment vers la deuxième moitié du XVIIIe siècle, avec les économistes *physiocrates* et l'apport d'Adam Smith, que se définit « l'idée d'une sphère économique comme système autonome de parties inter-agissantes » (p. 27). L'auteur tient à souligner l'importance de l'œuvre

d'Adam Smith non seulement pour la formation de l'économie comme discipline scientifique, mais également pour la construction de la sociologie économique. En effet, contrairement au stéréotype qui le présente comme le « défenseur du *laissez-faire* », Adam Smith n'isole pas l'étude des phénomènes économiques du contexte social. Le capitalisme concurrentiel et l'accumulation de capital, réglés par des institutions appropriées comme l'Etat, permettraient la « richesse des nations » et le bien-être collectif. Toutefois, avec les économistes classiques et notamment avec David Ricardo et Thomas Malthus, l'analyse économique prend un « tournant économiciste » et s'éloigne du contexte institutionnel. Or, c'est avec la naissance vers la fin du XIXe siècle de l'économie néo-classique (la « révolution marginaliste ») que l'étude des institutions se sépare de manière nette et rigoureuse de l'analyse économique. La perspective a-historique et généralisante des dynamiques du marché, développée par les néo-classiques, engendre en contrepartie l'autonomisation et la spécialisation de l'étude des rapports entre institutions et activité économique. La sociologie économique en tant que « perspective analytique et disciplinaire » se précise. Grâce à la position épistémologique de Max Weber et de Werner Sombart, l'auteur situe dès lors en Allemagne la naissance de la discipline, qui acquiert un « profil spécifique » dans le domaine de la sociologie entre la fin du XIXe et le début du XXe siècle. Le souci d'étudier l'économie dans son contexte socio-culturel fait que le capitalisme, surtout dans sa version occidentale, devient l'objet privilégié de la sociologie économique.

A travers une présentation claire, synthétique et analytique de la perspective des principaux auteurs qui ont contribué à l'affirmation de la sociologie économique, l'auteur retrace, en les comparant, « les réponses de cette discipline à la question des origines, des caractères et de l'évolution du capitalisme » (p. 41). Il convoque d'abord Weber, Sombart et Simmel qui s'attachent

aux origines et aux développements du capitalisme. Trigilia insiste particulièrement sur Sombart et Weber. Le premier est considéré par l'auteur comme le premier « sociologue économique au sens strict » (p. 54), car il se donne pour tâche d'expliquer de manière scientifique les phénomènes économiques pris dans leur contexte historique. Sombart explique l'origine du capitalisme moderne en mettant l'accent sur l'entrepreneuriat bourgeois en tant que « force motrice » du développement économique. Il décrit également les phases d'apogée et de déclin du capitalisme. Quant à Weber, l'auteur souligne que si la sociologie économique est centrale dans son œuvre, sa perspective prend « une tournure plus riche et ambitieuse que celle de Sombart au point de devenir l'histoire de l'Occident moderne » (p. 54) en montrant comment l'éthique protestante a influencé l'émergence du capitalisme moderne. Trigilia présente ensuite les perspectives de Durkheim et de Veblen qui s'attachent plutôt aux conséquences sociales du capitalisme libéral et formulent une critique de l'individualisme utilitariste. Ils soulignent la carence du cadre institutionnel au fur et à mesure que l'économie capitaliste s'affirme. Procédant à une comparaison, l'auteur montre comment les deux auteurs, attirés par l'idée de fonder une sociologie s'inspirant des principes des sciences de la nature, s'éloignent de la sociologie économique allemande de Sombart et Weber. Toutefois, les quatre auteurs s'écartent d'une vision individualiste de la conduite économique et s'accordent sur le fait que « les sujets agissent (...) selon des modèles fournis par les institutions » (p. 89). Concluant la première partie de l'ouvrage, Trigilia présente les perspectives de Polanyi et Schumpeter qui, opposés sur le plan idéologique, s'interrogent sur les causes qui ont amené au déclin du capitalisme libéral – décrété pour ainsi dire par la « Grande Crise » de 1929 – « et, ensemble, ils tracent les contours des processus de changement en cours : la formation d'un capitalisme plus régulé, dans lequel

l'espace du marché se réduit et l'économie est « réincorporée » dans la société » (p. 92).

Dans la deuxième partie de son ouvrage, Trigilia commence par proposer une synthèse de l'héritage des classiques qui permet d'identifier en quoi le paradigme de la sociologie économique – centrée sur le capitalisme occidental – se distancie de celui de l'économie (néo-classique) et en quoi ce même paradigme permet de formuler une série d'hypothèses utiles à l'analyse historique. Or, après la deuxième guerre mondiale la tradition de la sociologie du capitalisme décline et les frontières entre l'économie et la sociologie se redéfinissent. Selon l'auteur, cette redéfinition est due au changement historique « des rapports entre l'Etat et le marché et se traduit par une plus grande intervention des gouvernements en faveur de l'emploi et des systèmes de protection sociale » (p. 126). C'est l'époque de la « révolution keynésienne » qui se traduit par une croissance économique extraordinaire (les *Trente Glorieuses*) et une stabilisation sociale et politique. L'auteur insiste sur l'importance de la macroéconomie keynésienne dans la redéfinition des frontières entre économie et sociologie. En effet, pendant cette époque dans les « pays développés », la thématique du rapport entre économie et société dans le capitalisme de marché cesse d'être centrale. Dès lors, l'héritage des classiques se fragmente en deux directions principales. D'un côté, la problématique du rapport entre institutions et croissance économique se déplace vers les pays et régions « sous-développés » et donne lieu à une sociologie du développement. De l'autre, l'institutionnalisation académique des études sociologiques amène, sous l'impulsion de Parsons, à tourner l'attention vers la construction d'une sociologie générale et vers une autonomisation de thématiques micro-économiques auparavant liées à la sociologie économique comme la sociologie industrielle, celle des organisations, celle du travail ou encore celle des relations industrielles. Trigilia consacre un chapitre à la sociologie du développement orientée vers les

régions sous-développées. Il montre l'émergence des théories de la *modernisation* et de la *dépendance* ainsi que leur déclin, et s'intéresse ensuite à l'approche de la nouvelle *political economy* comparée, apparue dans les années 70 et 80, visant à comprendre la complexité et les difficultés de développement dans les pays du tiers-monde. Dans le chapitre suivant, l'auteur insiste de manière éclairante sur cette approche de la *political economy* comparée, qui au cours des années 70 se développe avant tout comme une méthode pour comprendre le déclin de l'« Etat social keynésien » qui désormais frappe l'Occident industrialisé. L'économie keynésienne non seulement ne semble plus en force de fournir une réponse adéquate à la réapparition de l'inflation et du chômage (*stagflation*), mais son application « zélée » par les gouvernements semble être la cause du malheur. Ceci engendre un regain d'intérêt pour les facteurs institutionnels. En ce sens, la *political economy* comparée vise à comprendre les réponses institutionnelles des divers Etats nationaux aux des nouvelles tensions économiques et sociales. L'auteur présente notamment le courant qui « met en évidence l'impact économique des facteurs politiques et administratifs et du système de représentation des intérêts » (p. 161). En général, ce qui est mis en évidence c'est que, pendant les années 70, le modèle néo-corporatiste de régulation politique de l'économie (Allemagne, Hollande, pays scandinaves, Suisse ...), contrairement au modèle pluraliste (Etats-Unis, Grande-Bretagne, Italie), arrive à mieux contrôler les « effets pervers de l'Etat social keynésien » grâce à la capacité de négociation entre les gouvernements et les « grands intérêts organisés » (syndicats, organisations patronales). La sociologie économique refait donc surface – au niveau macro – sous forme de *political economy* comparée.

Parallèlement, à partir des années 70, une nouvelle perspective de recherche se développe au niveau microsociologique et se penche sur l'organisation et sur les modes de production de l'entreprise. L'auteur

montre comment cette « nouvelle sociologie économique » prend forme dans un contexte de crise du modèle d'entreprise fordiste et de production de masse. Economistes et sociologues s'intéressent alors aux modèles de production émergents, plus « flexibles » et fonctionnant selon différentes formes de collaboration entre entreprises, l'exemple des « districts industriels » italiens à l'appui. L'auteur présente et compare ainsi les diverses recherches sociologiques et montre comment elles visent à comprendre le lien entre les nouvelles formes de production et les facteurs culturels, les rapports de confiance, les réseaux sociaux ainsi qu'entre les comportements des consommateurs au-delà des approches utilitaristes. A ce propos, Trigilia remarque le manque d'intérêt que ce dernier thème a suscité malgré son importance. Enfin, l'ouvrage se conclut avec un chapitre de grande actualité concernant *la mondialisation et la diversité des capitalismes*. En raison des signes de dynamisme que les capitalismes anglo-saxons affichent à la fin des années 80, la globalisation semble interroger les formes institutionnelles de régulation des marchés que la sociologie économique a su mettre en évidence. En effet, à partir des années 80, l'importance croissante de la compétitivité des entreprises sur le marché international double le « problème crucial » du contrôle de l'inflation avec celui de la « balance des paiements ». La capacité d'innovation des entreprises devenant essentielle, diverses études tentent de comprendre quelles sont les formes de capitalisme national plus aptes à encourager la capacité d'innovation des entreprises. L'auteur conclut le chapitre en s'interrogeant sur les conséquences institutionnelles futures, compte tenu des tendances croissantes à la mondialisation : « Dans cette perspective, la sociologie économique est promise à un bel avenir » (p. 222).

Sociologie économique. Etat, marché et société dans le capitalisme moderne est à tous les points de vue un manuel de synthèse des principaux auteurs, courants et problématiques de la sociologie du capitalisme de

son origine à nos jours. En particulier, il faut noter la riche présentation des travaux s'inspirant du courant de la *political economy*. Toutefois, comme le remarque Marco Oberti dans la *préface*, l'auteur se concentre davantage sur les travaux allemands et anglo-saxons. L'influence de la sociologie française est peu présente. Si cela s'explique en partie par le parcours universitaire de l'auteur, cela relève également de la spécificité de la sociologie française qui se penche d'avantage sur les conséquences du capitalisme comme, par exemple, les phénomènes d'exclusion et de précarité. En ce sens, la *note complémentaire* de Marco Oberti sur les composantes françaises de la sociologie économique peut être utile. Ce « tri » des sphères d'influence semble également révélateur de la diversité des formes d'institutionnalisation académique de la sociologie économique en tant que discipline spécifique, ce qui pourrait bien faire l'objet d'une analyse en soi. Une note de regret peut être avancée concernant le manque d'une *conclusion* qui aurait remis en évidence le fil rouge de l'ouvrage. Pour conclure, le lecteur qui voudra se faire une vision d'ensemble sur les principales articulations entre économie et société sous l'angle du capitalisme, trouvera dans l'ouvrage de Carlo Trigilia de quoi être satisfait.

Stefano Losa
Département de sociologie
Université de Genève, 1211 Genève 4
stefano.losa@socio.unige.ch

Liliane VOYE (dir.), *La pensée binaire*, Recherches sociologiques, vol. XXXII, n°3, Louvain-la-Neuve, 2001, 142 pages

Ce volume des *Recherches Sociologiques* représente les Actes du séminaire de l'Association Internationale des Sociologues de Langue Française (AISLF), tenu en octobre 1999. Il regroupe neuf articles brefs sur le thème de la pensée binaire ainsi qu'un index thématique de la revue incluant trois

décennies de parutions (1970–2001), avec le détail des articles, outil précieux pour les recherches bibliographiques. Que ce soit en logique avec les notions de contrariété et de contradiction, en linguistique avec les trois sortes de contraires ou avec la théorie phonologique de Jakobson, en anthropologie avec le structuralisme de Lévi-Strauss ou en psychologie avec les études de Henry Wallon et Jean Piaget, la pensée binaire semble constituer un élément indispensable de l'activité cognitive, langagière et culturelle de l'individu. Ce séminaire de l'AISLF a voulu interroger le sens et l'usage de cette pensée en sociologie.

S'intéressant à la dualité dans le monde vivant en général, André Petitat revient sur la découverte en biologie moléculaire de la structure de l'ADN et essaye de dessiner les articulations possibles entre le code et l'action, en prenant en considération l'action dans ses dimensions biologique et symbolique. Puis, il nous invite à concevoir une « compréhension stratifiée de l'action ». Ainsi, « l'action humaine est une action symbolique, une construction permanente du sens, une conduite orientée par des habitus incorporés, une conduite rationnelle délibérée ou encore un conditionnement comportemental ou biologique. » (p. 18). L'auteur propose un schéma représentant six strates de l'action, partant de la cellule, des comportements héréditaires, des comportements conditionnés (espaces de jeu non réflexifs) aux jeux autour des forces et des aptitudes motrices, jeux autour des perceptions et jeux autour des croyances (espaces de jeu réflexifs). Cette stratification de l'action est le résultat du croisement d'oppositions binaires (événement physique et action biologique, uni- et pluricellulaire, action réflexive et non-réflexive, etc.). Si la communication de Petitat rappelle la fécondité de la pensée binaire, en nous invitant à explorer le principe de dualité à travers un climatoscope¹ bio-anthropologique, celles de Jean-Pierre Hiernaux, Jean-Michel

1 Terme emprunté à la sémiotique et caractérisant l'exploration des déterminants dans

Berthelot et Monique Hirschhorn sont, par contre, de nature plus épistémologique pour les sciences sociales (l'ordre de présentation des articles est subjectif).

L'article de Jean-Pierre Hiernaux est d'une importance toute particulière, car il permet de clarifier et distinguer les différentes formes de la pensée binaire, ouvrant la voie à un meilleur usage de la démarche scientifique. Il en dégage trois aspects : sémantique, théorique et empirique. Premièrement, la pensée binaire est une modalité de la constitution du sens et de la capacité à décrire le sens, puisque « rien ne peut se percevoir, s'évoquer ou s'invoquer dans une quelconque proposition ou réflexion (...) sans avoir été disjoint d'abord de ce que ce n'est pas, ce qui implique des principes élémentaires binaires et parfaitement dichotomiques » (p. 27). Deuxièmement, il est possible de construire des dichotomies selon une finalité théorique (conceptualisation ou problématisation). Dans le cas de la conceptualisation, l'objectif est d'atteindre une universalité dégagée des formes historiques. Hiernaux prend la dichotomie « sacré / profane » de Durkheim pour en critiquer la pertinence et propose le recours à des catégories plus abstraites, par exemple celles que Freud a utilisées pour décrire la réaction psychologique face à l'expérience sociale. Troisièmement, la pensée binaire s'observe empiriquement dans les formes concrètes de la vie quotidienne et sociale, comme par exemple dans les clivages politiques (gauche/droit), sociospatiaux (rural/urbain, etc.), qui se transforment selon les conditions sociohistoriques, et forment le champ d'observation des chercheurs.

Après l'article de Hiernaux décrivant les usages de la pensée binaire dans la recherche sociologique, Jean-Michel Berthelot nous invite à étudier sa pertinence au niveau des analyses. Berthelot s'intéresse à la confrontation de deux types de formalisation binaire, l'analyse structurale et le cal-

cul binaire, pour montrer que l'une et l'autre ne suffisent pas à rendre compte de la pensée ordinaire. La logique binaire est universelle et asymétrique. En revanche, la pensée ordinaire privilégie des oppositions où A et non-A sont caractérisés par une propriété positive mais contradictoire. Elle préfère des oppositions sémantiques qui peuvent être manipulées (le chaud s'oppose au froid, mais le chaud peut se refroidir et vice-versa). De plus, la pensée ordinaire semble aussi fonctionner à partir d'une base de trois termes (par exemple, le traître qui suppose un ami, un ennemi et un ni ami ni ennemi). Prenant l'exemple de l'amitié, l'auteur montre que la démarche de projeter des significations empiriques sur un espace de segmentations binaires se révèle « artificiel et opacifiant » (p. 43), tant la pensée ordinaire fait preuve d'une complexité et d'une inventivité logiques. Enfin, dans nos rapports aux autres, les termes « ami, ennemi et ni ami ni ennemi » ne définissent pas seulement des caractéristiques catégorielles, mais aussi des relations (réciprocité, réflexivité, transitivité) « dont nous maîtrisons implicitement la logique », dès lors les équivalences formelles ne sont pertinentes que si elles sont fondées sur l'expérience sociale.

Monique Hirschhorn s'interroge sur la possibilité d'une épistémologie de la connaissance scientifique en sociologie qui ne soit pas basée sur la pensée dualiste et revient sur l'œuvre du sociologue Gregory Bateson. Hirschhorn voit dans les travaux de Bateson un exemple d'une pensée en mouvement, qui se ré-interroge constamment et qui ne réifie pas ses cadres d'analyse et ses concepts. Penser autrement, c'est recourir à des instruments de pensée plus adéquats, tout en passant du dualisme au monisme. Par exemple, dans son étude sur l'alcoolisme, Bateson avait montré que les alcooliques et les membres de l'association des Alcooliques Anonymes ne raisonnaient pas de la même façon à l'égard de l'alcool. Les premiers sont dans une pensée binaire (remplie d'oppositions telles que moi/non-moi, sobriété/alcoolisme, etc.), l'alcoolique

les niveaux dimensionnels contigus à un niveau focal.

étant pris dans une lutte difficile « avec la bouteille », alors que les seconds sont dans une pensée plus holiste, raisonnant en fonction d'une somme d'éléments interdépendants : nécessité d'accepter la rechute, faire la paix « avec la bouteille » et la considérer comme un ami. Pourtant, pour Hirschhorn, la question du passage du dualisme au monisme reste en suspens et n'en demeure pas moins difficile car exigeant une « véritable conversion » épistémologique. L'auteur se demande dans quelle mesure elle est compatible avec la connaissance scientifique (invoquant pour cela Max Weber), question qu'elle laisse ouverte.

Disciple d'Edgar Morin et de la philosophie Zen, défenseur de la recherche-action et oeuvrant pour « l'émergence d'une société réellement duelle », c'est-à-dire qui respecte les différences entre « les exclus et les autres » et en particulier le rôle des premiers dans le fonctionnement de la société, Marcel Bolle De Bal présente une communication destinée pour l'essentiel à dégager, sur la base de sa réflexion sociologique, dix questions, comme par exemple : « (1) l'informatique, qui fonctionne sur la base d'une numérotation binaire, peut-il [*sic*] être défini, (...), comme un exemple de pensée binaire, ou du moins comme une incitation au développement d'une pensée binaire ? (3) puisque le dualisme se dit de deux éléments opposés et complémentaires, peut-on en dire autant de la pensée binaire ? (4) quels rapports existe-t-il entre la pensée binaire et la pensée duelle, entre une pensée simplifiante et une pensée complexifiante ? (10) quels sont les enjeux et les effets de la pensée binaire sur le plan éthique ». A ces questions diverses et plus ou moins importantes, l'auteur n'apporte malheureusement pas de réponses, laissant le lecteur sur sa faim.

Les contributions de Constantopoulou, Arrault, Beauchamp et Cipriani abordent différents « lieux » où s'incarnent, plus concrètement, la pensée binaire. Chryssoula Constantopoulou explore les caractéristiques de la pensée binaire dans la logique de com-

munication des médias télévisés, et comment celles-ci contribuent à construire des mythes médiatiques. Sur la base d'une précoce histoire des idées du XIXe et XXe siècles, elle dégage trois caractéristiques de « la pensée contemporaine » (les idéologies de l'identité, la notion d'information et les idées de transparence et d'objectivité) et montre comment les journaux télévisés les reproduisent. Par ailleurs, elle rappelle combien les médias déterminent le choix des grands thèmes qui font l'actualité quotidienne, choix qui obéit à trois formes de la logique binaire, à savoir la démonstration visuelle des faits, la symétrie des opinions et la restitution de l'essentiel de l'information. De ces caractéristiques de la logique médiatique découlent une double mythification de la réalité par le journal télévisé, puisque, d'une part il déforme la réalité en la réduisant, d'autre part il agit l'étendard du scientisme pour mieux cacher son discours mythique.

Ayant exposé la genèse historique de la constitution du « *Livre des mutations* » (ou *Yijing*), livre de divination très répandu en Chine, Alain Arrault met en doute la convergence entre les hexagrammes chinois et le calcul infinitésimal de Leibniz (fondé sur le calcul binaire), constatée par le Père Bouvet (1701) et confirmée par Leibniz lui-même. L'auteur résume cette « rencontre » à un aléa de l'histoire, à savoir la « lubie » du philosophe et poète Shao Yong (1011–1077) pour les tétranomes, qui le poussa à modifier le *Yijing*, permettant ainsi la rencontre entre les deux systèmes sémiotiques. Au-delà de ce problème d'histoire fort intéressant, l'auteur s'interroge, de façon peut-être plus superficielle, sur les raisons qui poussèrent les Chinois à privilégier un système graphique – donc statique – pour représenter le « flux incessant des mutations » de la téléologie chinoise. S'appuyant sur la thèse selon laquelle la forme graphique ne peut penser « que de manière dualiste »²,

2 Thèse que l'auteur attribue à Jack Goody dans *La raison graphique*.

l'auteur se demande si les Chinois ne furent pas des « victimes de l'écrit », car « nos Chinois font des tables et des diagrammes à partir de l'écrit ». Une interprétation théorique possible, mais qui mériterait un développement que l'auteur ne donne pas.

Claude Beauchamp considère les religions traditionnelles et l'animisme comme un sujet pour étudier les « façons de penser et d'agir » des sociétés d'Afrique noire. L'Afrique noire, lieu du syncrétisme religieux, pense les grandes questions existentielles (les rapports entre corps/âme, bien/mal, vie/mort, monde/Dieu) sur un mode inclusif, c'est-à-dire complémentaire et donc le développement de la société doit se réaliser dans une logique accumulative, et non en rupture, avec le passé. A l'opposé de cette conception, les sociétés occidentales penseraient ces mêmes questions sur le mode de l'opposition, selon une logique exclusive. Mais que fait l'auteur des nombreuses traditions païennes de l'Europe d'hier et d'aujourd'hui – il suffit de consulter les travaux des historiens des religions et de la sociologie religieuse pour en situer l'étendue – dont certains sociologues ont montré que de nombreux éléments structurent une partie de la vie quotidienne de certains de nos contemporains³, rappelant que ces mêmes questions existentielles peuvent être aussi envisagées, dans les sociétés occidentales, sur le mode de la complémentarité ?

S'intéressant à la fragmentation du phénomène religieux contemporain, Roberto Cipriani relève « l'insuffisance des concepts et des méthodes traditionnels de la sociologie » (p. 57), ceux-ci n'arrivant pas à rendre compte des motivations profondes du fait religieux et de sa perpétuité dans la modernité. Ainsi, Cipriani voit dans le débat entre « sécularisation » et « retour au sacré »

l'illustration d'un système binaire en sociologie de la religion. Cette inaptitude à saisir le fait religieux s'illustre dans l'opposition méthodologique entre deux techniques d'enquête : le questionnaire n'arriverait pas à saisir la « richesse ambiguë » du religieux, son caractère total, du fait qu'il décompose le phénomène en une série de variables, alors que la « méthode biographique » permet une confrontation directe avec l'objet, et donc, selon l'auteur, une connaissance « réelle », explorant les dimensions manifestes et latentes du religieux. Or, n'est-ce pas un faux débat que de réifier cette opposition, car le « problème » du questionnaire – dont parle l'auteur – ne relève pas de l'instrument en lui-même mais de l'usage qu'en fait le sociologue ?

Ainsi, *La pensée binaire* réunit, de façon hétéroclite, différentes contributions de sociologues mettant en évidence, soit les vertus théoriques de la combinaison des oppositions, par exemple avec la systématique de l'action humaine de Petitat, soit les aspects épistémologiques de la pensée binaire dans la démarche sociologique (Hiernaux), en évaluant sa pertinence au niveau des analyses (Berthelot) ou dans les techniques d'enquête sociologique (Cipriani), et en interrogeant, sur un plan gnoséologique, la possibilité d'en sortir (Hirschhorn, Bolle de Bal), soit enfin en étudiant comment elle structure différents objets concrets de la sociologie (les médias avec Constantinopoulou et la religion avec Beauchamps) et de l'histoire des idées (le Yijing avec Arrault). Ainsi, on consultera avantageusement *La pensée binaire* plus pour l'intérêt qu'offrent certains de ses articles que pour sa cohérence d'ensemble.

Stéphane Cullati
 Institut d'anthropologie et de sociologie
 Université de Lausanne et
 Département de sociologie
 Université Pierre Mendès France
 Adresse : 9 bis, rue François Meunier
 1227 Carouge
 e-mail: stephane.cullati@ias.unil.ch

3 Voir, parmi d'autres, l'enquête de P. Gérôme sur le mouvement New Âge et les médecines douces, cf. *L'alogique du corps*, London et Genève, Psycho-Physics Academy et Ed. D3., 1994.

Armand Touati (dir.), *Différences dans la Civilisation, Cultures en mouvement*, Antibes, 2002.

Recueil de contributions de pas moins de dix-huit auteurs, *Différences dans la Civilisation* est le fruit du 2^e Congrès des Sciences de l'homme et Sociétés qui s'est tenu du 4 au 7 juillet 2001 à Cannes. Comme le note Armand Touati, qui en a supervisé la publication, la question des *différences* (au pluriel) est abordée ici comme un *analyseur central des conduites individuelles et collectives*.

Dans une perspective pluridisciplinaire, l'ouvrage synthétise et croise les apports de divers regards des sciences humaines, de cliniciens et d'intervenants sociaux sur différentes problématiques socioculturelles, pédagogiques, psycho-sanitaires, ethniques, politiques mais aussi philosophiques qui, dans le contexte « brassé » de la mondialisation, se profilent autour de ce pivot anthropologique qu'est la dialectique irréductible corrélant *l'identité* et *l'altérité*. S'inspirant du *Malaise dans la Civilisation* de Freud (1929), c'est, en d'autres termes, à une « analyse » des logiques sociales et individuelles de rejet et d'acceptation du *différent* et du *même* affectant nos sociétés postmodernes (*a priori* « ouvertes ») que se livrent les artisans de cet ouvrage qui, en fait, invite le lecteur à repenser l'essence et le devenir du « vivre ensemble » au cœur d'un monde mosaïqué et engagé, tant bien que mal, dans le défi du *multiculturalisme*. Or, s'il fallait donner un visage à ce « malaise » sociétal, la figure centrale « *semble bien devenir celle du rejet de l'étranger, du fou, du handicapé, voire d'une large partie de la jeunesse stigmatisée comme « hors loi* » » (p. 10). Citons, pour exemple, la réflexion de J.-F. Gomez sur cette différence « dérangement » qu'est le handicap mental, incompatible avec la mystification universaliste des droits de l'Homme, discours abstrait dénué *d'éthique* qui n'est qu'une façon de ne pas regarder l'Homme tel qu'il est. Une telle proclamation incantatoire de droits universels ne peut être que génératrice d'une *handicap-*

ologie (R. Castel), avatar d'un apartheid institutionnalisé, pour ceux qui n'ont pas leur place dans cette téléologie fondée sur le progrès et la raison.

Dépasser les fausses certitudes et les pièges, ainsi que les dérives excluantes qui en découlent, engendrés par les *a priori* idéologiques totalisants (notamment les principes universels abstraits fondant la République) semble être le défi relevé par les auteurs.

« Nous sommes, semble-t-il, à la fin d'un cycle où se mêlent archaïsmes, crispations identitaires et exigences normatives » affirme Touati (p. 8). En effet, la dérégulation socio-économique consécutive à la libération du marché, les bonds de la science et des technologies de l'information, la question de l'insertion des migrants, l'échec des dispositifs pédagogiques et sociaux destinés aux jeunes défavorisés, la transmission affaiblie des rôles prescrits, les revendications identitaires portées par un grand nombre de minorités actives (sexuelles, ethniques, religieuses, etc.), entre autres, brouillent nos certitudes et contribuent à une *rupture des évidences culturelles* suscitant de profondes remises en question. Ces face-à-face, plus ou moins pacifiques ou conflictuels, avec des *altérités* auxquelles il devient autant impossible qu'erroné de ne pas se *mesurer*, ne sauraient être surmontés, suggèrent les auteurs, qu'en se livrant à une *éthique discursive* (Habermas) réciproque et constructive.

Différences dans la Civilisation pose de telles interrogations et tente d'y répondre au travers de cinq regroupements thématiques ou problématiques, aux frontières très poreuses, dont Touati propose une vue d'ensemble introductive. Ne pouvant dresser ici un compte-rendu exhaustif de toutes les contributions, en voici un aperçu global qui en sélectionne quelques propos significatifs.

De la nécessité de renforcer l'affirmation du sujet et la *communication interculturelle*, plutôt que le multiculturalisme, pour dépasser l'aporie de la conception totalisante de citoyenneté (Alain Touraine), à l'« éloge de l'in-différence » en tant qu'« instrument d'écoute et d'investigation de

la différence » (Roger Dadoun), en passant par la prise de conscience de la *structure spéculaire de la différence* n'aboutissant pas nécessairement au conflit pour autant que l'on fasse le choix de la *réciprocité* (Robert Misrahi), le premier volet interpelle le concept de *différence* dans ce que celui-ci produit, pas seulement virtuellement hélas, de stigmatisation infériorisante ou, à l'inverse, de non jugement potentiellement générateur de reconnaissance sociale.

Monique Schneider et Maurice Godelier esquissent dans le deuxième chapitre deux réflexions, respectivement psychanalytique et anthropologique, sur le *corps socialement construit* en tant qu'enjeu de pouvoir (masculin) légitimé par un imaginaire social et symbolique (mythes) *opérateur*, générateur d'une différence de genre structurante garante de l'ordre social. Godelier rappelle à ce titre que « toutes ces analyses nous ramènent à un fait fondamental. Dans toutes les sociétés, la sexualité est mise au service du fonctionnement de multiples réalités, économiques, politiques, etc. qui n'ont rien à voir directement avec les sexes et la reproduction sexuée » (p. 87).

Cette thématique aurait pu avoir pour prolongement le quatrième chapitre qui développe certains mécanismes anthropologiques de différenciation poursuivis par les *usages sociaux du corps* et les *rites*. Ces faits sont approchés comme nouveaux marqueurs d'appartenances identitaires, plus composites et moins homogènes que par le passé, poursuivant notamment un besoin de *réenchanter* le quotidien (Thierry Goguel d'Allondans) palliant un certain *déficit de sens* dû à la rationalité démystificatrice occidentale. Il en résulte de nouvelles pratiques culturelles conciliant des pôles jugés antinomiques à l'instar du sport (Thierry Terret) et de la fête liant hédonisme et lien social, ou du succès des médecines parallèles unissant logique symbolique et logique scientifique (Nancy Midol).

Le troisième groupe d'articles aborde le thème de l'exil, de l'insertion et de l'acculturation sous un grand angle disciplinaire,

allant de la psychanalyse à la sociologie politique. Il explore les difficultés – à lire en termes de *dissonance cognitive* – de participation à la vie sociale, politique et culturelle rencontrées par les migrants et leurs enfants dans leur patrie d'adoption (Isabelle Taboada-Léonetti). Ce problème de la *citoyenneté* se pose aussi, mais avec une dominante plus politique, pour les minorités ethniques « nationalisées » vivant dans les ex-colonies (Michel Giraud). Cette expérience paradoxale de l'altérité spécifique aux « étrangers » rend compte à la fois des *potentialités créatrices* « métisses » et de la *souffrance* inhérents au processus de construction identitaire des acteurs concernés. L'accent est mis sur la nécessité de créer, pour les jeunes surtout, les conditions qui permettent la *transmission* intrafamiliale et extrafamiliale (institutions) d'une *identité narrative* transculturelle qui respecte la complexité et la singularité des sujets ainsi que la différence de leurs parents (Marie-Rose Moro). La réflexion porte également sur des perspectives d'intervention destinées à soutenir la recomposition identitaire des sujets en *déshérence* en leur permettant, dans le cadre d'*espaces transitionnels* négociés, un transfert du stigmate sur le thérapeute (Catherine Wieder). Il est vrai que la sensibilité exacerbée des enfants de l'exil abrite des ressources créatrices à encourager autant que la *consolidation du lien* qu'il soit social, intersubjectif ou intrapsychique.

Le cinquième ensemble de contributions, enfin, questionne les dynamiques identitaires nouvelles qui germent dans certains espaces sociaux spécifiques marqués par une pluralité croissante de modèles et de référents normatifs. Renaud Sainsaulieu évoque la place essentielle du travail dans la construction de l'identité sociale, « source à la fois de différenciations collectives mais aussi de cohérence et de permanence dans l'expérience de chacun » (p. 156). L'irruption des impératifs liés à la mondialisation dans l'organisation de l'entreprise a profondément remis en question l'identité sociale au travail dans le sens d'une exigence

croissante de *pluri-activité* et de mobilité internes à cette sphère. Les anciennes formes de socialisation secondaire et d'identification au travail s'en trouvent ainsi à la fois dynamisées et fragilisées du fait des compétences élevées, en termes d'implication personnelle et de réactivité au changement, qu'une telle organisation requiert. Christian Leray met en relief l'importance de la *créativité langagière* dans la construction du sujet et dans l'émergence de dynamiques communautaires. Ce fait est illustré par l'exemple de l'apparition d'un fort lien social au sein de bidonvilles brésiliens à partir du moment où les habitants ont commencé à *historiciser* leur spécificité culturelle en *s'autodéfinissant* membres d'une « comunidade » en lieu et place d'une « favela ». Martine Lani-Bale observe, elle, que la « jeunesse » ne dirige plus sa révolte « contre les pères ». Au contraire, les jeunes semblent voir dans leur passé remis à l'honneur, un lien avec les *origines*, une *valeur* indispensable qui explique les récentes formes de réappropriation (la généalogie par exemple) témoignant d'une sorte de *devoir de mémoire* du sujet, d'où le sens nouveau donné à la *transmission* dans ce contexte. On a affaire ici à non pas à une relation unidirectionnelle verticale mais à un *dialogue intergénérationnel* constitutif d'un besoin de *continuité identitaire* (révélant un fantasme universel d'immortalité) entre deux ou plusieurs pôles générationnels.

En fin de compte, *Différence dans la Civilisation* montre que la rhétorique lénifiante du « village global », artifice homogénéisateur qui n'élimine pas les hiérarchies sociales, impose un examen critique des dynamiques identitaires sociales et individuelles qui « résistent » à cette imposition. Dans le contexte mouvementé de notre « modernité avancée », le rôle, essentiel, des intervenants sociaux prend tout son sens car, de par leur *position charnière* entre les institutions et les demandes sociales, ces derniers se voient investis de la tâche délicate de *porteur*, élément intermédiaire entre l'inertie rigide du système dominant et la création de voies innovantes assouplissant les cadres de ce dernier.

Foisonnant d'intéressantes réflexions théoriques et d'observations empiriques ouvrant sur des problématiques très actuelles relativement peu explorées en sciences humaines, on peut regretter, peut-être, que ce recueil n'offre pas une synthèse conclusive qui aurait été bienvenue pour intégrer dans une « formule syncrétique » toutes ces contributions qui, ainsi, demeurent un peu éparses.

Salvatore Bevilacqua
 Institut des sciences sociales et
 pédagogiques
 Université de Lausanne – BFSH2
 CH – 1015 Lausanne
 e-mail : salvatore.bevilacqua@issp.unil.ch